



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Westarp, Adolf : Jugend : ein Liebesdrama : Besprechung

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

und hören kann und sogar den Mut hat, etwas nicht zu wissen. Wahre Bildung ist innerlich bescheiden, denn sie thut sich selber schwer genug und bläht sich nicht über dem, was andre nicht haben. Eben darum ist sie duldsam gegen das Andersartige; sie freut sich, wo sie einem Eigentümlichen begegnet, wenn es echt ist, und hofft Bereicherung des eignen Wesens von ihm. Endlich: sie macht reich, zufrieden und glücklich, sie ist ein Schatz, der, einmal erworben, nicht verloren gehen noch an Wert verlieren kann, denn er hat keinen Marktwert.



## Jugend

Ein Liebesdrama

Besprochen von Adolf Grafen von Westarp



Es lohnt im allgemeinen nicht der Mühe, an die Erzeugnisse der modernen Dramatik viel Worte zu verschwenden. Aus den Strömungen des Tages geboren, leben sie meist nur für den Tag, und ehe noch die berufsmäßigen Kunsttrichter ihr Urteil abgeschlossen haben, sind oft die Gegenstände ihrer geistvollen Untersuchung schon wieder von den Wellen nachdrängender neuer Erscheinungen hinweggespült und in dem dunkeln Schlunde der Vergessenheit begraben.

Einzelnen dieser Stücke ist es allerdings in den letzten Jahren gelungen, sich nicht nur für längere Zeit auf dem Spielplane ihrer Geburtsstätte zu behaupten, sondern auch von dort aus einen Siegeszug über alle deutschen Bühnen, ja sogar ins Ausland anzutreten und monatelang das Theater zu beherrschen. Ich erinnere nur an die Sudermannschen Stücke „Die Ehre“ und „Heimat“ und an Juldas Märchendrama „Der Talisman“, die zahllose Auführungen erlebt und erregte Meinungskämpfe veranlaßt haben. Solchen Stücken gegenüber wäre es eine anziehende Aufgabe, an den Forderungen, die die echte, reine Kunst an ein Dichterwerk stellt, zu prüfen, inwieweit der rauschende äußere Erfolg ihrem innern Werte entspricht. Es wäre nützlich und dankenswert, mit der Fackel einer ehrlichen, unbestochnen Empfindung und eines gesunden, unverdorbenen Geschmacks den großen Günstlingen der Tageslitteratur einmal ins Gesicht zu leuchten.

Neuerdings ist es das dreiaktige Schauspiel *Jugend* von Max Halbe, das, nach der Aufnahme zu schließen, die es im Publikum und bei der Presse gefunden hat, bestimmt zu sein scheint, sich den Erzeugnissen jener Auserwählten anzureihen. Mit seltner Gimmütigkeit ist das Stück gelobt worden, und merk-

würdigerweise um eines Umstands willen, auf den man bisher nicht viel Gewicht legte, der nun aber doch anfängt, als Vorzug betrachtet zu werden: die „Jugend“ soll nämlich von echt deutschem Geiste durchweht sein. Das haben nicht nur Blätter behauptet, die, wenn sie auch in deutscher Sprache schreiben, sonst ganz andern Geistes Kinder sind, sondern auch Blätter von unverfälschter, ehrlicher deutscher Gesinnung. Ich habe dies Urteil mindestens ein Duzend mal gelesen. Ganz begeistert rief der Kritiker der Täglichen Rundschau aus: „Das französische Schauspiel ist in völliger Auflösung begriffen, das deutsche geht siegreich empor. Endlich hört man doch wieder die Zauberweisen einer echten Poesie. . . . Ich möchte diejenigen, welche der jungdeutschen Poesie immer wieder vorwerfen, daß sie kein nationales Gewächs sei, in die »Jugend« hineinführen und fragen: Wenn das keine nationale Poesie ist, was ist dann eine?“

Donnerwetter! dachte ich bei mir, es sind doch Mordskerle, diese Jungdeutschen; sie können alles, nun können sie sogar deutsche Stücke schreiben. Das muß ich sehn! Und so pilgerte ich denn während meines letzten Aufenthalts in Berlin nach dem „Neuen Theater“ am Schiffbauerdamm, betrat die üppigen Räume fast in feierlicher Stimmung und sah, als sich der kostbare, resedafarbne Plüschvorhang teilte, mit hochgespannten Erwartungen den kommenden Dingen entgegen.

Der Inhalt der „Jugend“ ist bald erzählt. Bei einem alten, jovialen katholischen Landpfarrer in Westpreußen lebt die Tochter seiner verstorbenen Schwester, das achtzehnjährige Annchen. Das Mädchen ist in nicht ganz geordneten Verhältnissen zur Welt gekommen, denn der Vater — na, kurz, „Vater is nich,“ wie der Berliner sagt. Eine uneheliche Geburt gehört ja zu den unumgänglichen Erfordernissen eines modernen Theaterstücks. Das ist also nur „natürlich.“ Weniger natürlich erscheint es schon, daß das Kind über diesen Punkt genau Bescheid weiß und unbefangen darüber spricht, was allerdings zum Teil der junge polnische Kaplan verschuldet, ein strenger Eiferer, der als Beichtvater dem Mädchen fort und fort die Sünde der Mutter vorhält und, um wenigstens die ihm anvertraute Seele der Tochter, in der er allerlei angeerbte Triebe vermutet, zu retten, dem lebensfrohen Kinde das Kloster als einzigen sichern Hafen vorstellt.

Da kommt ein Brief, worin der Besuch Hänschens, eines Betters von Annchen, angemeldet wird. Hänschen ist der Sohn einer Jugendliebe des alten Pfarrers und daher diesem sehr ans Herz gewachsen. Er hat eben sein Abiturientenexamen bestanden und will nach Heidelberg; er kommt nur auf einen Tag, um sich dem väterlichen Freunde zu zeigen, Abschied zu nehmen und dann in die goldne Freiheit hinauszustürmen. Aber da sieht er „herrlich in der Jugend Prangen die Jungfrau vor sich stehn“ und verliebt sich in sie, und Annchen, deren zurückgedrängte Lebenslust durch den frischen Windhauch,

der von außen kommt, plötzlich zu heller Flamme emporlodert, denkt mit Grauen an das ihr drohende Los in der Kerkerzelle des Klosters und wirft sich fast unbewußt dem Freunde als ihrem Retter und Befreier in die Arme. Und nun kommt wieder etwas, was eben nur der moderne „Dichter“ fertigbringt: das unausbleiblich Geschlechtliche, worin die ganze naturalistische Welt- und Lebensanschauung kreist, wie der Dohse im Göpelwerk, worin sie auf- und untergeht. Daß die beiden sich lieben, genügt nicht. Vor den Augen des Zuschauers entwickelt sich die sinnliche Begierde durch alle ihre Erregungszustände. Von dem ersten Kuß an, den sich die „Kinder“ auf den scherzhaften Vorhalt des Pfarrers geben, wissen wir genau, wie die Geschichte enden wird. Das Flüsterwort, das ihr der Jüngling ins Ohr raunt, nachdem sie ihm versprochen hat, ihn am nächsten Morgen zu wecken, und auf das sie errötend den Kopf an seiner Brust birgt, ist bloß die letzte sichtbare Bestätigung einer Einwilligung, an der wir schon lange nicht mehr gezweifelt haben. Diese Stelle ist in ihrer verschwiegnen Deutlichkeit zugleich eine der schamlosesten Verlegungen des öffentlichen Anstands, die sich die moderne Bühne erlaubt hat. Wenn nachts in der Friedrichstraße in Berlin eine gewisse Sorte von Mädchen dem aus der Kneipe heimkehrenden Lebemann einen auffordernden Blick zuwirft, so findet das die gefittete Welt empörend; auf der Bühne aber darf ähnliches geschehen vor den Frauen und Töchtern der guten Gesellschaft, und sie lassen sich ruhig gefallen.

Das „sündige Blut“ der Mutter hat also auch die Tochter zu Fall gebracht. Der Kaplan hat Recht behalten, als er den alten Pfarrer warnte, in zu großer Vertrauensseligkeit die wachsende Zuneigung der jungen Leute zu begünstigen. Nun ist der Jammer groß. Aber unser „Dichter“ löst alle Fragen, was aus den Schuldigen werden soll: z. B. ob Hänschen moralisch verpflichtet sei, sein Studium aufzugeben und als ehrfamer Philister ein Brot zu suchen, das ihm ermögliche, sein Schätzchen heimzuführen? auf sehr einfache Art. Da ist nämlich ein blödsinniger Stiefbruder Annas, aus einer spätern wirklichen Ehe ihrer Mutter. (Auch das ist ein beliebter Kniff der Modernen, die „Kinder der Liebe“ mit allen körperlichen und geistigen Vorzügen auszustatten, die ehelich erzeugten dagegen zu Trotteln zu machen, gewissermaßen zu Trägern des Fluchs, mit dem alle unsre bürgerlichen Einrichtungen belastet sein sollen.) Dieser Bruder Amandus ist höchst eifersüchtig auf Hans, weil Annschen für Hans Waffeln bäckt, von denen er nichts bekommt. Der rachgierige Schwachkopf verschafft sich eine Vogelflinte — man weiß nicht recht, wie und woher — und schießt durchs Fenster auf Hänschen. Er trifft aber natürlich die Schwester; diese stirbt, und das Stück ist aus.

Das eine wird wohl aus dieser kurzen Darstellung zu erkennen sein, daß die „Jugend“ ihrem Geist und Wesen nach völlig zu der Klasse moderner Dramen zählt, die nun schon so lange auf unsern Bühnen umgehen. Alle Re-

quisiten, die wir längst als den eisernen Bestand dieser Sorte von Stücken kennen, begegnen uns auch wieder in der „Jugend“: uneheliche Geburt, Vererbung, Verführung, Fall. Der Ehebruch fehlt offenbar nur deshalb, weil überhaupt keine Ehe vorkommt, die gebrochen werden könnte. Also alles in allem: ein ganz gewöhnliches, gemeines, ja — hier thut das Fremdwort gute Dienste — ganz ordinäres Stück „jungdeutschen“ Stiles, nicht den Nickel wert, den der Theaterzettel kostet. Und wir könnten die Akten darüber schließen, wenn nicht das merkwürdige Urteil, hier sei nationale Poesie, hier wehe deutscher Geist, zu einer Aussprache über diesen Punkt nötigte.

Wo steckt in der „Jugend“ der deutsche Geist? Worin soll er sich äußern? Etwa in jenem Zornausbruch, worin der Pfarrer den Kaplan für den Fall des Mädchens mit verantwortlich macht, da die hinter seinem Rücken gesponnenen Klosterintrigen und die dadurch hervorgerufne Gewissensbedrängung dem armen Opfer die Versuchung erhöht hätten? Nun ja, der ehrliche Alte redet ein kräftiges Deutsch mit dem Popolski, aber das ist doch ein einzelner Auftritt, der dem Kernpunkt der Sache fernliegt. Den Kernpunkt bildet das Liebesdrama des jungen Paares. Und da erwäge man: einem Bürschlein, das eben mit der Schule fertig ist und im Rausche der Freiheit die Welt im Rosenschimmer vor sich liegen sieht, tritt eine Jungfrau in den Weg, hold und lieblich, das Kleinod des Mannes, der den Jungen als Gast unter seinem Dache willkommen heißt, der sich in arglosem Vertrauen an dem Wohlgefallen freut, das die beiden blühenden Menschenkinder an einander finden. Diesen deutschen Jüngling ergreift das Entzücken der ersten Liebe, die ganze selige Wonne eines liebevollen Herzens, und — anbetend sinkt er nieder und gelobt in tausend heißen Schwüren der Erbornen ewige Treue? Oder er geht still einher, seufzt zum Monde auf und sucht in sehnsuchtsvollen Reimen seiner Gefühle Herr zu werden? Oder er saßt heilige Entschlüsse, gut und wacker zu sein, um die Geliebte zu verdienen? O nein; sondern wie einem alten Rüstling flackern ihm die Augen, geile Triebe schießen in ihm empor, und wie man feile Dirnen überredet, so thut er ihr. Und das ist deutsch! deutsch empfunden, gedacht, gedichtet! Ich glaube, Schiller, als er in seinen unsterblichen Versen die junge erste Liebe besang, hat besser gewußt, was deutsch ist. „Wie ein Gebild aus Himmelshöhn“ — so erscheint dem deutschen Jüngling das Mädchen. Heilig, unverleßlich dünkt sie ihm. Er ahnt im Weibe ein süßes, seliges Geheimnis und blickt mit frommer Scheu zu ihr empor. Die Liebe durchbebt, ergreift, erschüttert ihn, reinigt ihm Herz und Gedanken, läutert, klärt und reift ihn zum Manne.

Deutsche Jünglinge, erhebt euch wider den Verleumder, der euch hinabzieht in den Sumpf gemeiner Lust! Steht auf wider den, der die deutsche Jungfrau besudelt, indem er ihr Ehre und Keuschheit abspricht! Sagt ihm, daß die deutsche Jugend noch Ideale hat, die sie weit hinausheben über die

Moderluft, aus der seine Gestalten und Bilder geboren sind. Das ist ja der Geist, den wir bekämpfen im Namen der deutschen Kunst und Sitte, der Gift- hauch, der uns nach und nach soviel Liebliches und Holdes zerstört hat, der unser Volkstum schändet und fremde Mistbeetpflanzen in unsern Garten setzt. Nein, die „Jugend“ ist kein deutsches Stück! Wer das behauptet, kennt den deutschen Geist nicht. An einer Stelle wird uns der Unterschied deutschen und „modernen“ Empfindens besonders klar. „Wie kannst du so etwas thun?“ fragt der alte Pfarrer ganz fassungslos den Sünder. Und dieser antwortet ruhig: „Ich bin ihr ja so furchtbar gut!“ Also darum! Weil er sie liebt, muß er sie verderben! Wir Deutschen achten, was wir lieben; wir schirmen und schützen es, wir halten die Hände über einem teuern Haupte, daß ihm kein Schade geschieht. Dem Jungen Halbes sind das veraltete Vorurteile: Ich liebe sie, ergo muß ich sie haben! Eine höchst einfache und bequeme Moral und eine so „natürliche,“ denn im Tierreich gilt sie unbestritten, genau so handelt der brünstige Eber. Ich aber sage: Pfui! Ich wollte in ein Theater gehen, nicht in einen Schweinestall!

Unsre Jugend ist leider von den Krankheiten dieses absterbenden Jahr- hundert's nicht unberührt geblieben. Sie zeigt Auswüchse von mancherlei Art, und wer als „Dichter“ das Bedürfnis fühlt, im Schmutze zu waten, der mag sich solcher Auswüchse bemächtigen und Gesinnungsgegnossen damit erbauen. Wir aber, die wir unser Volkstum lieben und hochhalten, die wir die Kräfte kennen, die trotz mancher verderblichen Einflüsse und trotz manches faulen Triebes den deutschen Baum doch immer neu mit frischem Grün und herrlichen Blüten schmücken, wir lassen nicht zu, daß man ein Sumpfgewächs wie diese „Jugend“ als deutsch bezeichne. Wir erheben feierlichen Einspruch gegen diese Verun- glimpfung deutschen Geistes und deutscher Poesie. Wäre, was die „Jugend“ befeelt, der deutsche Geist der Gegenwart, dann hätten wir keine Zukunft mehr. Dann wären wir zur Ernte reif, und unsre Garben würden fremde Schnitter sammeln, und der Sturm würde über die Stoppeln fegen. Aber so weit ist es noch nicht, und dahin wird es auch nicht kommen! Im Gegenteil, mehr denn je regt sich der alte deutsche Hauch über dem deutschen Saatsfeld. Mehr und mehr befinnt sich das deutsche Wesen auf sich selber, und immer kräftiger hebt es die Schwingen. Es wartet auch eines Sturmes, der es aufnimmt und in einem neuen Lenz durch die Lande trägt. Aber dieser Sturm wird dann reine Luft bringen. Er wird die deutsche Flur von allem Fremden, Schwülen, Ekeln, von allen Zersezungsstoffen und Seuchenerregern säubern und wird uns auch von den übeln Dünsten der großen Kloake befreien, die sich moderne Dichtung nennt und die deutsche Kunst um ihren guten Ruf ge- bracht hat.

